

Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz

SCHWEIZERDEUTSCH

3/10

Mundart politisch

**Der «Kleine Sprachatlas
der deutschen Schweiz»**

Pedro Lenz

«Grüfnisch»

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz 18. Jahrgang Nummer 3 / 2010

INHALT

Schweizer Deutsch als Politikum	2
Mundartforschung für alle Der Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz Von Ruedi Schwarzenbach	3
Mundart politisch	6
Ernst Burren, Schnee schufle Von Jürg Bleiker	8
Pedro Lenz, Der Goalie bin ig Von Stephan Frech	9
Pedro Lenz, Tanze wi ne Schmäterling Von Julia Bachmann-Schwarzenbach	10
Vargas Llosa, mein grosses Vorbild Von Pedro Lenz	12
Werner Marti 90jährig Von Alfred Vogel	13
Zur «Berndeutsch-Grammatik» von Werner Marti Von Arthur Baur	15
Arthur Baur (1915–2010)	17
Gehört und gelesen	18
«Grüfnisch» – eine alte Schülersprache lebt wieder auf Von Stephan Frech und Franziska Müller	19
«Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Hochdeutsch und Schweizerdeutsch» Von Peter von Matt	21
Friedrich Dürrenmatt: Zu einem Sprachproblem	26
Zürichdeutsch	28
edgar euel	29
Das Kreuzworträtsel	30
Abonnementsbestellung	32

IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Herausgeber

Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen

Redaktionskommission

Helen Christen (hc.)
Beat Dittli (bd.)
Stephan Frech (fr.)
Alfred Vogel (av.)

Redaktion

Redaktion SchweizerDeutsch
Ruedi Schwarzenbach (rs.)
Seestrasse 610, 8706 Meilen
044 923 09 39
ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch

Vertrieb, Abonnemente, Probehefte

Thomas Marti
Untere Hardegg 32
4600 Olten
062 296 77 80
thomarti@bluewin.ch

Erscheint dreimal jährlich

Einzelheft: 9 Franken
Jahresabo: 27 Franken
Postkonto: 80-11147-6
Bestellformular: Seite 32

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion
Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich
Korrektorat: Alfred Vogel und Julia Bachmann-Schwarzenbach
Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Die Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung hat die Neugestaltung dieser Zeitschrift ermöglicht.

Mit Förderung des **MIGROS kulturprozent**

ISSN 1663-2338



Peter von Matt «Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch»

Peter von Matt, bis 2002 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich, hat für das Magazin «Tintenfass» einen Beitrag geschrieben, der vom «Tages-Anzeiger» in gekürzter Form übernommen und ohne Einverständnis des Autors mit dem polemischen Titel «Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!» versehen wurde. Der «Tages-Anzeiger» hat damit eine Leserbriefflut ausgelöst, wie sie für sprachliche Fragen ungewöhnlich ist.

rs. Mit dem Text im «Tintenfass» wollte Peter von Matt den vielen nichtschweizerischen Lesern dieses Magazins die Besonderheit der deutschschweizerischen Sprachsituation erklären. Die vollständige Fassung findet sich auf unserer Webseite www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch.

Auf den hier (wie im «Tages-Anzeiger») weggelassenen ersten Seiten schildert er den schweizerhochdeutschen Abwehrkampf gegen bestimmte Ausdrücke des bundesdeutschen Hochdeutsch, etwa der Spargeln gegen die Spargel oder des Coiffeurs gegen den Frisör und leitet dann zum Thema «Hochdeutsch versus Schweizerdeutsch» über.

Alles, was in der deutschen Schweiz geschrieben und gelesen wird, ist Hochdeutsch oder Standardsprache. Standardsprache ist ein so hässliches Wort, dass man seinen Erfinder aus der Sprachgemeinschaft ausschliessen sollte; ich verwende es an dieser Stelle nur, um öffentlich zu erklären, dass ich es nie mehr verwenden werde. Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.

Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. Das ist Unsinn,

führt aber zu einer chronischen Einschüchterung der Deutschen in der Schweiz, denen man unterstellt, dass sie «unsere Sprache» nicht beherrschten. In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.

Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat. Wir wachsen mit beiden Gestalten unserer Muttersprache auf, erfahren und erweitern unsere Welt in beiden Gestalten ein Leben lang, und unsere Autorinnen und Autoren schreiben, wenn sie etwas taugen, ein Hochdeutsch, das dem Ausdrucksreichtum keines deutschen oder österreichischen Autors nachsteht. Ist es doch ihre Muttersprache voll und ganz. Nur haben sie noch deren zweite Gestalt daneben, in der sie sich mit den Landsleuten unterhalten und vielleicht auch gelegentlich ein Hörspiel schreiben. Der verbreitete Wahn, nur der Dialekt sei die Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit. Und er hat bedenkliche Folgen. Er beschädigt die Liebe zum Deutschen und damit die Kulturfähigkeit vieler Schweizer. Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.

*Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten:
Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbst-
verständlich und von früher Kindheit an,
wie das Fahrrad zwei Räder hat.*

Die deutschschweizerischen Dialekte sind eine bunte Wunderwelt, die gerade deshalb so tausendfach blüht und wuchert, weil es keine schriftliche Form für sie gibt. Wer dennoch eine Postkarte, eine SMS oder, was schon viel seltener geschieht, einen ganzen Brief im Dialekt schreibt, kann dabei gegen keine orthografischen Regeln verstossen. Und was den Wortschatz anbelangt, variiert dieser fast von Dorf zu Dorf. Ein berühmtes Beispiel ist die Ameise. Die nennt sich in der Deutschschweiz so:

*Ämesse, Omeisele, Äbese,
Aweissi, Ameisi, Uweisse,
Wurmeissi, Wurmeisle, Wurmasle,
Harmäusli, Ambeisse, Umbeisse,
Hampeissi, Lombeisse, Empeisele,
Ambitzli, Wumbitzgi, Humbetzgi,
Ambessgi, Umbasle, Hobäse,
Wurmasle, Wambusle, Bumbeisgi*

Das hätte ohne weiteres von den Dadaisten auf ihrer verrauchten Bühne im Zürcher Niederdorf rezitiert werden können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung für den Brotanschnitt, um den in allen Familien gestritten wird, teils weil man ihn besonders liebt, teils weil man ihn verabscheut:

*Aaschnitt, Aahau, Aahäulig,
Aahäueli, Obenäbli, Deckel,
Gupf, Güpfi, Änggel, Münggel,
Mürrgi, Mutsch, Bode, Chäppli,
Aamündli, Gruschte, Chropf,
Wegge, Zipfel, Scherbitz, Reifteli,
Mugerli, Houdi, Gutsch, Götsch,
Fux, Fuudi*

Angesichts der zwei lautmalerischen Litaneien wird auch deutlich, dass niemand je imstande sein wird, den deutschschweizerischen Dialekt als sol-

chen zu lernen. Es gibt ihn als feste Grösse gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden. Aber wenn er deshalb jene Gestalt seiner Muttersprache abwertet, über die er mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht, verfehlt er sich gegenüber einem unersetzlichen Stück seiner Heimat.

Der Wahn, der Dialekt sei die einzige und eigentliche Muttersprache, hat zur Folge, dass sich manch ein Deutschschweizer das Recht herausnimmt, auch mit Deutschen und Österreichern sofort und ausschliesslich im Dialekt zu sprechen. Das ist ungehobelt, bäurisch und stillos. Noch schlimmer aber ist, dass dieses Verhalten den blitzschnellen Wechsel zwischen den zwei Gestalten der Muttersprache, der in der Schweiz lange Zeit ganz selbstverständlich praktiziert wurde und die Sprachfertigkeit des Deutschschweizers ebenso bewies wie seine Sprachfreude, zusehends zum Verschwinden bringt.

Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr. Der Deutsche soll bitte sehr die Mundart verstehen. Das ist schlicht arrogant. Und einfältig, weil es unterstellt, dass das Hochdeutsche nicht

Träf und weniger träf

Randnotizen und Lese Früchte zu Peter von Matts «Deutsch in zwei Gestalten»

Zusammengestellt von Ruedi Schwarzenbach

SMS AUF SCHWEIZERDEUTSCH

«Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.»

Hier knüpft von Matt an die ersten drei Seiten der «Tintenfass»-Version an, auf denen er an den Beispielen von *Spargeln* und *Spargel*, *Flair* und *Ambiance* von Kämpfen zwischen dem Schweizer Hochdeutsch und dem bundesdeutschen Hochdeutsch berichtet.

So richtig die Feststellung ist, dass in der deutschen Schweiz Hochdeutsch gelesen und geschrieben wird, so fragwürdig ist von Matts Seitenhieb auf die SMS-Verfasser, die ihre Botschaften im Dialekt oder in «irgend einem Gewurstel» eintippen. Sie wählen hier ein Register, das sie in ihrem wohlgeformten Schweizerhochdeutsch sonst nicht finden. Helen Christen, Linguistin an der Universität Freiburg, hat dies in einem Interview so beschrieben:

[von Matt] hat wohl mit einem gewissen Unbehagen festgestellt, dass der Dialekt in neuen Bereichen der Schriftlichkeit Fuss gefasst hat. In der Mündlichkeit war der Dialekt ja schon immer dominant, man hat in der Schweiz nie Hochdeutsch miteinander gesprochen, in keiner sozialen Gruppe. Doch in der informellen Schriftlichkeit hält die Mundart Einzug, sie taucht in E-Mail, SMS oder auf Facebook auf. Benutzer solcher Medien wollen spontan und nahe an der Mündlichkeit sein. Und dafür ist in der Deutschschweiz der Dialekt für sie das geeignete Mittel.

unsere Sprache sei. Die Folge ist eine schleichende Provinzialisierung, die man als solche nicht erkennen will, auf die man sich vielmehr noch etwas einbildet. Hier liegt ein echtes nationales Problem vor, auch wenn es nur für die Deutschschweiz gilt.

Bedenklich ist dabei nicht so sehr das schlechte Benehmen. Mangelnder Anstand bestraft sich ja in der Regel selbst. Bedenklich ist der Rückgang der sprachlichen Beweglichkeit, der Ausdrucksfreude und syntaktischen Eleganz. Der hochdeutsche Wortschatz friert auf dem Volksschulniveau ein. Und die Medien tun nichts dagegen, obwohl sie selbst immer noch ein sehr passables Deutsch schreiben und reden. Sie fürchten sich vor der Volksseele, vor den Leserbriefen, vor den Kitschgefühlen, wonach der Dialekt die Sprache des Herzens sei, das Hochdeutsche aber kalt und fremd.

Dass der Deutschschweizer gleichwohl rasch bereit ist, sich über den Dialekt schon des Nachbarkantons lustig zu machen und bestimmte Mundartfärbungen sogar offen zu verachten, passt da allerdings schon weniger ins Bild. Eine gefühlsmässige Abwertung der Sprache, in der Gottfried Keller und Robert Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt geschrieben haben, ist heute weithin festzustellen. Natürlich führt dabei niemand gerade diese Beispiele an. Sie sind aber mitbetroffen. Würde man auch diese Konsequenz aussprechen, läge der Blödsinn sofort zutage.

«Vom Abwehrkampf der Spargeln gegen den Spargel». Tintenfass Nummer 34.. Zürich 2010, 11-21. Gekürzte Fassung wie im Tagesanzeiger vom 16. 10. 2010, 33.

Guy Krneta doppelt auf dem Tages-Anzeiger Newsnetz vom 19.10.2010 nach:

Es beschäftigt mich, dass der grösste Teil der mündlichen UND schriftlichen Kommunikation der Jugendlichen in Sprachen erfolgt, die aus unserem Bildungssystem ausgeschlossen sind. Diese Jugendlichen, die mit ihren Handys täglich neue Schreibcodes entwickeln, verfügen nicht über weniger Sprachkompetenz als die Jugendlichen früherer Zeiten, allenfalls über andere.

MUTTERSPRACHE - FREMDSPRACHE

«Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. [...] In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.»

Mit diesem Satz hat von Matt provoziert! Auch Guy Krneta greift ihn auf:

Dass ich den Vorschlag begrüsse (der, wenn ich mich nicht irre, unter anderem von Friedrich Dürrenmatt stammt), Deutsch als Fremdsprache zu begreifen, hat damit zu tun, dass er meiner täglichen Erfahrung entspricht: Ich vollbringe, wenn ich einem Deutschen erzähle, was im Tram gerade geredet wird, eine klassische Übersetzungsleistung. Dem Selbstbewusstsein, das sich darin zeigt, Begriffe, Satzkonstruktionen und Aussprache bedenkenlos aus der Mundart in die sogenannte Standardsprache zu übernehmen, ziehe ich das Bewusstsein für die Differenz der Sprachen vor.

Der Hinweis, dass Friedrich Dürrenmatt die Auffassung vom Hochdeutschen als erster Fremdsprache geteilt habe, trifft so freilich nicht zu. In dessen Essay «Von einem Sprachproblem» (1968) – in diesem Heft auf Seite 28 nachzulesen – taucht der Begriff «Fremdsprache» kein einziges Mal auf. Was Krneta in Erinnerung geblieben ist, könnten Dürrenmatts Sätze über die Muttersprache und die Vatersprache sein:

Der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. [...]

Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt. Ein Sohn sieht seine Mutter mit anderen Augen: oft leuchtet ihre Schönheit nur ihm ein.

Dürrenmatts Bekenntnis zum Dialekt als seiner Muttersprache ist alles andere als «ein Wahn». Er fasst einfach in Worte, was die meisten Deutschschweizer spontan empfinden, und meint den Begriff «Muttersprache» in dessen enger, wörtlichen Bedeutung: als Sprache der Mutter, die die Sprache im Kind weckt und entwickelt.

Von Matt dagegen argumentiert von einem umfassenderen, weiten Begriff der Muttersprache her, der das gesamte Repertoire von Formen oder Varietäten einer Sprache meint. Er rechnet der Muttersprache deshalb auch das Hochdeutsche als «jene Gestalt» des Deutschen zu, «über die der Deutschschweizer mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht».

MIT LUST AN DER SPRACHE ARBEITEN

«Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.»

Das gilt nicht nur für das Hochdeutsche als Hör-, Lese-, Schreib- und Sprechsprache, es gilt auch für die Mundart – im eigenen Denken und Reden und in besonderem Mass für die Mundart am Rederpult, am Mikrophon und auf der Bühne und für die Mundartliteratur.

UNTER SICH UND UNTER ANDERN

«Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr.»

Helen Christen meint dazu im Interview mit der «Tages-Anzeiger» vom 19.10.2010:

Bei Touristen ist es für mich eine Frage des Anstandes, ins Hochdeutsche zu wechseln. Bei Immigranten benutze ich nach einer gewissen «Inkubationszeit» Mundart. Ich gehe davon aus, dass die meisten sogar froh darüber sein dürften, weil ich sie auf diese Weise nicht länger wie Fremde behandle. Mundart signalisiert auch Zugehörigkeit. Die von Peter von Matt beanstandete Unanständigkeit konnte ich übrigens in einer eigenen Untersuchung gerade nicht feststellen. In einem Freiburger Forschungsprojekt haben wir das Gesprächsverhalten bei Polizeinotrufen untersucht und festgestellt, dass sich die Polizisten der Sprache des Anrufers anpassen.

Johannes Wyss, Präsident des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache, schreibt zur Kommunikation mit den deutschen Einwanderern:

Es gibt Deutsche, die uns Schweizer nach dem ersten Satz in schweizerischem Hochdeutsch höflich darauf hinweisen, dass sie schon Schweizerdeutsch verstünden und wir durchaus Dialekt sprechen könnten. Kann es sein, dass die deutschen Zuwanderer sich vielleicht gar willkommener und eher dazugehörig fühlen, wenn wir sie auf Schweizerdeutsch ansprechen? Auf eines müssen wir aber achten: Die schweizerischen Besonderheiten unseres Hochdeutschen – also Morgenessen für Frühstück oder Trottoir für Bürgersteig – dürfen mit der Zuwanderung nicht verloren gehen. Das wäre ein Verlust an sprachlicher Identität. [Tages-Anzeiger vom 19.10.2010]

IN SEINEM WINKEL ZU HAUSE

«Als feste Grösse gibt es den deutschschweizerischen Dialekt gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden.»

Sieht von Matt im Dialekt phonetische Willkür, Formen- und Wörtergewimmel, wenn er von einer «ungeheuren, durcheinander wogenden sprachlichen Wolkenmasse» spricht und eine Unzahl von Bezeichnungen für die «Ameise» aufreißt? Thomas Widmer versteht ihn so und hält ihm den *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* entgegen:

Zufällig ist just dieser Tage ein *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz* erschienen. Man findet in ihm auch eine Karte zur Verbreitung der «Ameise»-Bezeichnungen. Sie zeigt an solchen Verbreitungsbildern, dass der Dialekt Kontur, Textur, Struktur hat. Er weist im feingekammerten Helvetien jedem Sprecher seinen Ort zu. Er gibt uns allen eine Geschichte. Er macht den Schweizer, die Schweizerin lesbar. Die Atlas-Autoren relativieren im Vorwort auch das oft gehörte Verdikt, die Schweizer Dialekte verflachten zum Nichts hin. Die Deutschschweizer seien zu bewusste Nutzer, um das zuzulassen, wird argumentiert: Nach wie vor sei ihnen daran gelegen, ihre «Herkunft sprachlich auszudrücken», weswegen sie bei aller Mobilität an mundartlichen Gepflogenheit hartnäckig festhielten. Mit anderen Worten: Der Berner, der Basler, der Urner wollen lokalisierbar sein. Am Dialekt hängt alles andere: Historie, Brauchtum, Kultur, Sagen, Mythen – das ganze Selbstbild. [Tages-Anzeiger vom 20.10.2010]

Widmer wie von Matt kommen zum selben Schluss, dass nämlich «jeder Deutschschweizer seinen Winkel findet, in dem er besonders zu Hause ist».

Friedrich Dürrenmatt Zu einem Sprachproblem

Dieses sprachliche Selbstporträt Friedrich Dürrenmatts, 1968 in den «Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins» erschienen, liest sich, als wäre es für die Kontroverse um Peter von Matts «Der Dialekt als Sprache des Herzens?» geschrieben.

Ich rede Berndeutsch und schreibe Deutsch. Ich könnte nicht in Deutschland leben, weil die Leute dort die Sprache reden, die ich schreibe, und ich lebe nicht in der deutschen Schweiz, weil die Leute dort die Sprache reden, die ich auch rede. Ich lebe in der französischen Schweiz, weil die Leute hier weder die Sprache reden, die ich schreibe, noch jene, die ich rede.

Diese Sätze sind nicht völlig wahr. In Deutschland redet man durchaus nicht ein ideales Deutsch, in der deutschen Schweiz redet man nur im Emmental so, wie ich rede, und in der französischen Schweiz gibt es viele Deutschschweizer, die so reden, wie ich rede, vor allem viele, die so französisch reden, wie ich französisch rede, rede ich französisch.

Mit meiner Frau und mit meinen Kindern rede ich nur Berndeutsch und sitze ich mit meinen schweizerischen Freunden zusammen, mit Frisch etwa oder Bichsel, rede ich Berndeutsch, Bichsel Solothurnisch (fast Berndeutsch) und Frisch Zürichdeutsch. Früher antworteten meine Kinder Frisch auf Deutsch, sprach er mit ihnen, weil sie glaubten, Zürichdeutsch sei schon Deutsch, eine Pointe, die weder ein Deutscher noch ein Westschweizer versteht. Kommt ein Deutscher dazu, reden wir alle Deutsch, weil wir unwillkürlich annehmen, daß der Deutsche das Schweizerdeutsche nicht verstehe, obgleich es viele Deutsche gibt, die es verstehen, kommen sie nicht gerade aus dem Norden.

Die Separatisten lachten vor Bundesgericht den Bauern aus, dem sie das Haus niedergebrannt hatten, ihre höhere Kultur zu beweisen, er sprach als Berner ein schlechtes Französisch. Sie würden auch mich auslachen, auch mein Französisch ist schlecht. Ich bin zu sehr mit meiner Sprache beschäftigt, um mein Französisch noch zu verbessern. Da die meisten Westschweizer, die ich kenne, kaum Deutsch verstehen und

Berndeutsch überhaupt nicht, muß ich mit ihnen mein schlechtes Französisch reden. Das liebe ich, je älter ich werde, immer weniger. So kommt es, daß ich nur noch selten mit meinen welschen Freunden verkehre.

Jede Kultur gründet sich mehr auf Vorurteile denn auf Wahrheiten, auch die westschweizerische. Eines ihrer Vorurteile besteht im Glauben, der Deutschschweizer spreche eine primitive Sprache, auf dieses Vorurteil gründet sich die westschweizerische Fiktion, kulturell höher zu stehen. Ich persönlich halte vom Westschweizer viel, nur vermöchte ich den Satz, Delémont sei kulturell hochstehender als Burgdorf, nicht zu unterschreiben. Die Bauern besitzen in Europa überall eine ähnliche Kultur, die Lehrer ebenfalls und bei den politischen Agitatoren sind ihre fixen Ideen das Wesentliche, die sind sich ähnlich, was sie sonst noch an kultureller Bildung aufweisen, ist nebensächlich.

Doch das westschweizerische Vorurteil ist verständlich. Das Französische ist die größte Leistung der französischen Kultur, bewundernswert in seiner Klarheit, eine im wesentlichen abgeschlossene Sprache, und weil das Französische ein Werk der Allgemeinheit ist, bemüht sich ein jeder, an diesem allgemeinen Kunstwerk teilzuhaben und seine individuellen und provinziellen sprachlichen Züge zu unterdrücken.

Im Deutschen ist es anders. Hier sind die Dialekte lebendiger geblieben und wirken lebhafter im sprachlichen Unterbewußtsein fort. Das Deutsch, das man redet, und das Deutsch, das man schreibt, unterscheiden sich stärker. Es fehlt eine Akademie, es fehlt ein kulturelles Zentrum, es fehlen die Provinzen: Ohne kulturelle Mitte ist es sinnlos, von Provinzen zu reden. Das Deutsche ist individueller als das Französische. Deutsch ist eine offene Sprache.

Auf den Schriftsteller bezogen: der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache».

In vielem ist das Verhältnis des Schweizerdeutschen zum Deutschen ähnlich wie dasjenige des Holländischen zum Deutschen. Nur wurde das Holländische zu einer Schriftsprache, das Schweizerdeutsche nicht. Auf den Schriftsteller bezogen: der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. Aber er steht einer Sprache gegenüber, die von ihren Dialekten her formbarer ist als das Französische. Das Französische muß man übernehmen, Deutsch kann man gestalten.

Das ist überspitzt ausgedrückt. Auch das Französische läßt individuelle Möglichkeiten zu. Was ich meine, läßt sich an Ramuz und Gotthelf erläutern: Ramuz' Französisch kommt mir wie ein vollkommen gearbeitetes Netz der französischen Sprache vor, womit er die waadtländische Eigenart einfängt, in Gotthelfs Sprache sind Deutsch und Berndeutsch verschmolzen, Gotthelfs barocke Sprache entstand wie Luthers Bibelübersetzung: Gotthelf fand sein Deutsch, Ramuz hatte sein Französisch.

Auch ich muß immer wieder mein Deutsch finden.

Ich muß immer wieder die Sprache, die ich rede, verlassen, um eine Sprache zu finden, die ich nicht reden kann, denn wenn ich Deutsch rede, rede ich es mit einem berndeutschen Akzent, so wie ein Wiener Deutsch mit einem wienerischen Akzent spricht oder ein Münchener mit einem bayrischen Akzent. Ich rede langsam. Ich bin auf dem Land aufgewachsen und die Bauern reden auch langsam. Mein Akzent

stört mich nicht. Ich bin in guter Gesellschaft. Die Schauspieler verließen vor Lachen den Saal, als ihnen Schiller vorlas, so schwäbelte der Mann.

Es gibt Schweizer, die sich bemühen, ein reines Deutsch zu reden. Sie reden dann gern ein allzu schönes Deutsch. Es ist, als ob sie, wenn sie reden, bewunderten, wie sie reden.

Manche Westschweizer reden auch ein allzu schönes Französisch.

Wer allzuschön redet, kommt mir provinziell vor.

Die Sprache, die man redet, ist selbstverständlich.

Die Sprache, die man schreibt, scheint selbstverständlich. In diesem «scheint» liegt die Arbeit des Schriftstellers verborgen.

Es gibt Kritiker, die mir vorwerfen, man spüre in meinem Deutsch das Berndeutsche. Ich hoffe, daß man es spürt. Ich schreibe ein Deutsch, das auf dem Boden des Berndeutschen gewachsen ist. Ich bin glücklich, wenn die Schauspieler mein Deutsch lieben.

Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt. Ein Sohn sieht seine Mutter mit anderen Augen: oft leuchtet ihre Schönheit nur ihm ein.

Französisch kann man, Deutsch versucht man zu können.

Könnte ich Deutsch, würde ich Berndeutsch schreiben.

Indem ich Persönliches darstellte, kommt es mir vor, als hätte ich dennoch Allgemeines ausgedrückt: welcher Schriftsteller der Welt lebt dort, wo man die Sprache redet, die er schreibt? Die Sprache, die er schreibt, redet nur aus seinem Werk.

In: Roberto Bernhard, Alemannisch-welsche Sprachsorgen und Kulturfragen. Schriften des DSSV Nr. 3. Frauenfeld 1968, 37–39.